

Wolfram Ette  
Kosmos Herakles.  
Arbeit und Erzählung bei Alexander Kluge

Das Thema meines heutigen Vortrags ist eine kleine Erzählung von Alexander Kluge mit dem Titel »Heiner Müller und die ›Gestalt des Arbeiters‹«, erschienen im Jahr 2000 in der »Chronik der Gefühle«, durch die sich Alexander Kluge als erzählerische Stimme in Deutschland wieder mit großer Deutlichkeit zu Wort meldete.

Die Erzählung ist nicht sehr lang, und da ich durch diese Veranstaltung immerhin das Recht erwerbe, Vorlesungen zu halten, Ihnen also etwas vorlesen zu dürfen, möchte ich dies zu Beginn meines Vortrags – gleichsam vorwegnehmend – auch tun.

[http://www.etteharder.de/Kluge\\_Heraklestext.pdf](http://www.etteharder.de/Kluge_Heraklestext.pdf)

Ich denke, auch wenn man diesen ohne weiteres ja nicht so leicht verständlichen Text nur überfliegt, wird einem verhältnismäßig schnell klar, dass es sich um ein hochaufgeladenes intertextuelles Gebilde handelt. Kluges Text scheint auf eine seltsame Weise weniger autonom zu sein als ein konventioneller Erzähltext. Er ist eine Art Resonanzraum der Kontexte, die er initiiert und heranzieht, und er tut das im großen und ganzen gar nicht verdeckt sondern offen.

Diese Kontexte verstehen sich freilich nicht in allen Fällen von selbst. Deswegen wird mein Vortrag zu größeren Teil darin bestehen, kommentierend den kontextuellen Fragen nachzugehen, die der Text aufwirft und in einer Art *explication du texte* die Implikationen auseinanderzulegen, die er mit sich führt. Erst am Ende möchte ich eine im engeren Sinn interpretierende Perspektive auf diese Erzählung vortragen.

Im Zentrum des Textes steht ganz offenbar der Begriff der Arbeit. Kluge hat einen Arbeitsbegriff im Sinn, der die Grenzen von Natur und Kultur überspringt. Man ist ja der Ansicht, dass die Natur nicht arbeitet; Kluge scheint aber nicht dieser Ansicht zu sein, sondern eine Vorstellung von Arbeit vortragen zu wollen, die den Bereich der Natur mit einbegreift.

Zum zweiten stößt dieser Arbeitsbegriff in kosmische Dimensionen vor, wird also weit über den Menschen, den man normalerweise als das einzige arbeitenden Subjekt annimmt, ausgedehnt und zum Grundbegriff des kosmischen Zusammen-

hangs gemacht. Der mythologische Deckname dieses Zusammenhangs ist Herakles, der mythologische Heros.

Wenn wir uns zunächst an dieses elementare Gerüst halten, so lässt sich der Kommentar, den ich Ihnen zunächst vortragen werde, wie folgt, schematisieren.

1. Herakles als Heros der Arbeit
  - a) in der Antike
  - b) im Christentum
  
2. Heiner Müller
  - a) Gespräche zwischen Müller und Kluge
  - b) Herakles bei Müller
  
3. Arbeit in der dialektischen Theorie
  - a) Hegel
  - b) Marx / Engels
  - c) Kluge / Negt
  
4. Die »Gestalt des Arbeiters« bei Ernst Jünger
  - a) Totalisierung der Arbeit
  - b) Begriff der organischen Konstruktion
  
5. Die Multiversums-Theorie
  - a) Astrophysik
  - b) Quantenmechanik
  
6. Goethes ›Lässlichkeit der Natur‹

Zuerst werde ich etwas zu Herakles, dem mythologischen Heros, sagen, dann zu Heiner Müller, dann zum Arbeitsbegriff in der Tradition, die ganz offenbar für Kluge und Müller verbindlich ist: die dialektische Theorie nämlich. Ich komme dann auf ein Buch zu sprechen, das bereits im Titel der Klugeschen Erzählung zitiert wird. Daran schließen sich Überlegungen zur sogenannten Viele-Welten-Theorie in den Naturwissenschaften an, in ihrer quantentheoretischen und in ihrer astrophysikalischen Ausprägung. Den Beschluss den kommentierenden Teils werden einige Hinweise zu Goethes Naturphilosophie bilden, der Kluge in seinem Text offenbar eine prominente Rolle zugedacht hat.

Zunächst also zu Herakles in der Mythologie. Die Verknüpfung dieser Figur mit zivilisatorischer Arbeit ist sehr alt und geht auf die Anfänge der mythologischen Überlieferung zurück. Die zwölf *athloi*, also die 12 Taten, die Leistungen, die Herakles vollbringt, sind nicht nur, oder nicht einmal in erster Hinsicht, Taten eines Individuums, sondern bezeichnet, bestimmte realhistorisch fundierte, zivilisatorische Errungenschaften, die sich allein in einem Prozess gemeinsamer kollektiver Anstrengung erreichen ließen. Der mythologische Heros ist eben die Figur, die diese kollektiven Gattungsarbeitsprozesse bündelt und zusammenfasst. Beispiele dafür sind die Brandrodung im Kampf gegen die Hydra, die Rinderzucht, von der eine ganze Reihe von Taten handeln, künstliche Bewässerung und Vertreibungen älterer jägerischer Kulturen vom griechischen Festland und der Peloponnes. Arbeit bezeichnet hier also nicht Anstrengung überhaupt, sondern eine systematische und letztlich kollektive Kanalisierung der ungeheuren Stärke, die diesem Heros von Geburt an mitgegeben ist. Insofern hat die Reinigung des Augiasstalles, die, weil Herakles hier nicht mit physischer Kraft, sondern mit Köpfchen agiert und die Natur bezwingt, manchal fast wie ein Sonderfall erscheint, eine grundlegende Bedeutung. Denn sie bezeichnet sehr anschaulich den Punkt, auf den auch die anderen Taten des Herakles konvergieren, nämlich systematische, d.h. erinnerungsfähige, geschichtliche überlieferungsfähige Kanalisierung von Arbeitskraft, mithin Gattungsarbeit.

Hegel hat in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Religion diesen Punkt sehr prägnant herausgearbeitet. Herakles ist ihm zufolge den Göttern dadurch überlegen, dass er alles, was er ist, letztlich durch eigene Arbeit erreicht. Herakles tobt seine Naturkraft nicht sinnlos aus, sondern übersetzt sie in Arbeit, und auf diese Weise erringt er sich, wie Hegel sagt, den Himmel. Darin unterscheidet er sich zugleich von Prometheus. Prometheus hat, so berichtet es ja der Mythos, den Menschen zivilisatorische Fähigkeiten mitgegeben, um ihr Leben zu meistern. Hegel zufolge – ob mit Recht oder Unrecht, soll hier nicht weiter beobachtet werden – beschränken sie diese zivilisatorischen Techniken bloß auf die Reproduktion des Lebens, verbleiben also im Naturbereich. Erst durch Herakles kommt der Begriff oder die Vorstellung einer zivilisatorisch fortschreitenden Arbeitsleitung ins Spiel. Das sieht dann bei Hegel so aus:

*Die Heroen sind also nicht unmittelbar Götter, sie müssen erst durch Arbeit sich in das Göttliche setzen ... Ihre geistige Individualität steht höher als die der Götter selbst; sie sind wirklich die Betätigungen des Ansich, was die Götter an sich sind, und wenn sie auch in der Arbeit ringen müssen, so ist dies eine Abarbeitung der Natürlichkeit, welche die Götter noch an sich*

*haben. Die Götter kommen von der Naturmacht her, die Heroen von den Göttern. Herakles insbesondere hat es sich sauer werden lassen: er hat im Dienste gestanden und sich durch Arbeit den Himmel errungen.*

Das Christentum bietet auf den ersten Blick einen ganz anderen Blick auf Herakles. Die 12 *athloi* spielen nämlich für die christliche Tradition so gut wie keine Rolle. Sie ist vielmehr fixiert auf das Bild von Herakles am Scheidewege, also des noch jugendlichen Helden, der vor die Wahl gestellt, sich für ein Leben in Freude und Wollust oder für ein Leben der Tugend und Mühsal zu entscheiden. Diese Geschichte ist von Xenophon überliefert und taucht, wie vor allem Erwin Panofsky gezeigt hat, in der christlichen Tradition in zahllosen Varianten wieder auf. Aber dennoch hat dieses Bild etwas mit Arbeit zu tun. Der Arbeitsprozess, der in der mythologischen Überlieferung externalisiert in Form der Kämpfe erscheint, die Herakles mit den Ungeheuern durchzustehen hat, erscheint hier, in der christlichen Tradition, sublimiert oder verinnerlicht zu den inneren Kämpfen, die Herakles mit sich selbst zu bestehen hat, um zum Heros der Arbeit zu werden. Die christliche These ist also: Damit Herakles überhaupt zum Heros der Arbeit werden konnte, muss seinen Arbeiten ein innerer, seelischer Arbeitsprozess vorgelagert sein, und auf diesen kommt es eigentlich an.

Das heißt, trotz des Ausweichens auf einen ganz anderen Motivbestand, hält das Christentum an der Vorstellung des Heros als »Gestalt des Arbeiters« fest, und Kluges Erzählung greift ein solides Traditionskontinuum auf, wenn sie das zu Beginn Heiner Müllers in den Mund legt.

Ich komme zum zweiten Punkt, zu Heiner Müller. Für das Spätwerk Alexander Kluges hat Müller eine immense und in keiner Weise zu überschätzende Bedeutung. Die Gespräche zwischen Müller und Kluge, denen im Prinzip ja auch das fiktive Gespräch unserer Erzählung nachgebildet ist und von denen ein großer Teil im Fernsehen – also in Kluges Kultursendungen auf den Privatkanälen – ausgestrahlt wurde, sind so etwas wie der Inbegriff eines experimentellen Denkraums im öffentlichen Medium Fernsehen, für das sich Kluge seit den achtziger Jahren eingesetzt hat. Für die »Chronik der Gefühle« spielt Heiner Müller ebenfalls eine sehr wichtige Rolle. Ob etwas an dem im Internet kursierenden Gerücht, es sei Heiner Müller gewesen, der Kluge nach längerer Pause wieder zum Schreiben gebracht habe, dran ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Fest steht jedenfalls, dass die Figur Müllers in der »Chronik der Gefühle« ziemlich prominent ist. Unsere Geschichte ist Teil eines Clusters von Erzählungen, in denen er in irgendeiner Form auftaucht: »Die Götterdämmerung in Wien«, »Zwischenmusik für Große Gesangsmaschinen. Ein Projekt von Luigi Nono und Heiner Müller«, »Heiner Mül-

lers letzte Worte über die Funktion des Theaters«, »Der Göttertod – ein schwarzes Loch im Zentrum Roms«. Vor allem aber ist an prominenter Stelle die letzte Erzählung der »Chronik der Gefühle«, »Heiner Müller und das Projekt Quellwasser«, dem verstorbenen Freund gewidmet.

In Heiner Müllers Werk spielt nun Herakles eine ziemlich wichtige Rolle. Es gibt drei Texte Müllers, die diesen Heros in den Mittelpunkt stellen und es wird zunächst zu prüfen sein, welcher oder welche dieser drei Texte in Kluges Erzählung Eingang gefunden haben. Der (chronologisch) erste dieser Texte heißt »Herakles 5«, bezieht sich also auf die fünfte Arbeit des Heros, die Reinigung des Augiasstalles. Das ist, wenn ich diesen Text richtig verstehe, im Kern eine Parodie auf das Arbeitsethos der DDR und scheidet nach meinem Eindruck aufgrund seines parodistischen Charakters für unsere Erzählung weitgehend aus.

Der späteste Text, in dem sich Müller mit Herakles beschäftigt hat, heißt »Herakles13«, und es liegt ja zunächst einmal nahe, dass Kluge auf diesen Text sich bezieht, wenn er von einer *dreizehnten Leistung* des Heros spricht. Es gibt aber zwei Gründe, die dagegen sprechen und die es nach meinem Eindruck ausschließen, dass Kluge diesen Text Müllers in seine Erzählung eingebaut haben könnte.

Müllers »Herakles 13« lehnt sich eng an den »Herakles« des Euripides an. Euripides hat aber gegenüber der mythologischen Standardüberlieferung eine entscheidende Veränderung vorgenommen – eine Veränderung, bei der ihm Müller folgt. Die Zerstörung der eigenen Familie, das Abschlachten von Frau und Kindern, die den Gegenstand des Euripideischen Dramas und des Müllerschen Gedichts bilden, sind nämlich im Hauptstrom der mythologischen Überlieferung *vor* die 12 Taten des Herakles plaziert. Die dahinterstehende Idee ist ungefähr die, dass Herakles durch den Wahnsinn und die Ermordung seiner Familie in Schuld gerät und dass der diese Schuld durch seine Arbeit abträgt.

Bei Euripides ereignet sich das unheilvolle Geschehen nicht *vor*, sondern *nach* den 12 Taten, es bildet aus seiner Sicht so etwas wie eine Konsequenz aus ihnen. Das heißt, schon aus diesem formalen Grund ist es wenig wahrscheinlich, dass »Herakles 13« für die Klugesche Erzählung von Bedeutung ist, denn Kluge – das sieht man ja gleich zu Beginn der Erzählung – hält ja an der überlieferten Reihenfolge der Mythen fest.

Dieser Eindruck vertieft sich noch, wenn man sich klar, was der Euripideische und damit auch der Müllersche Eingriff eigentlich bedeutet. Wenn nämlich die Selbstzerstörung, die Ermordung der eigenen Familie als Konsequenz aus den zivilisatorischen Leistungen begriffen wird, dann folgen diese zivilisatorischen Leistungen einer Logik der Dialektik der Aufklärung. Herakles erscheint als Prota-

gonist einer Herrschaft über die Natur, die sich die Natur durch Gewalt unterwirft; und diese Gewalt kehrt am ende zu ihm zurück und vernichtet letztlich ihn selbst. Diese Dialektik spielt in die Klugesche Erzählung, allerdings in einer stark abgemilderten, optimistischen Form. Und es ist eben diese optimistische Fassung der Dialektik von Naturbeherrschung und Selbstzerstörung, die den Arbeitsbegriff in Müllers »Herakles 2« fundiert.

»Herakles 2« ist ursprünglich ein Teil von »Zement«. Das ist ein in den siebziger Jahren entstandenes Stück über die nachrevolutionäre Situation im ländlichen Russland. In dieses im großen und ganzen realistisch gehaltene Stück hat Müller nun mythologische Zwischentexte eingebaut, die die Vorgänge an irgendeinem gottverlassenen Ort in der russischen Provinz in einer gattungsgeschichtliche, menschheitliche Perspektive rücken. Einer dieser Texte ist über Prometheus, der andere ist »Herakles 2«. In dem Prometheus-Text geht es, kurz gesagt, um die Problematik der Revolution, im Herakles-Text um die Problematik der Arbeit. Die Situation im Russland der 20er Jahre war eben die, dass die revolutionäre Energie in einen gigantischen Arbeitsprozess transformiert werden musste, durch die die russische Erde und schließlich auch die ganze Welt ein komplett neues Gesicht erhalten sollten. Wie das möglich sein könnte, und was das bedeutet, ist das Thema von »Herakles 2«.

»Herakles 2«, der relativ früh aus dem Drama ausgekoppelt wurde und dann auch als eigenständiger Text zirkulierte, ist einer der berühmtesten Text Müllers. Sein Thema ist vordergründig der zweite *athlos*, also der Kampf gegen die Hydra. Es ist nun Müllers Verfahren mit dem Mythos charakteristisch, dass er diese zweite Heldentat kurzschließt mit dem Ende des Heros. In der Mythologie ist es so, dass über einige Umwege das Gift der Hydra, in das Herakles seine Pfeile getaucht hatte, das er also als Waffe im eigenen Interesse umfunktioniert hatte, zu ihm zurückkehrt und ihn selber tötet. In der mythologischen sind das zwei weit auseinanderliegende Geschichten, zwischen denen sich das ganze Leben des Heros erstreckt. Im Müllerschen Text aber ist es ein und dieselbe Handlung, die Hydra zu erlegen und sich selber im Prozess der Erlegung dieses Ungeheuers zu verwandeln – und zwar bis zu dem Punkt der Selbstzerstörung. Am Ende heißt es dann:

*in dem weißen Schweigen, das den Beginn der Endrunde ankündigte, lernte er den immer anderen Bauplan der Maschine lesen, die er war aufhörte zu sein anders wieder war mit jedem Blick Griff Schritt, und daß er ihn dachte änderte schrieb mit der Handschrift seiner Arbeiten und Tode.*

Der Text geht so vor, dass Herakles zunächst einen Wald durchquert – auf dem Weg zur Hydra; dass er in einem zweiten Schritt merkt, dass der Wald die Hydra ist; und dass im letzten Schritt, von dem das Zitat wiederum die Schlusssequenz darstellt, realisiert, dass er selbst die Hydra ist: dass also er selbst und sein Gegner, der Gegenstand seiner zivilisatorischen Arbeit durch den Arbeitsprozess selbst miteinander verwoben sind und geradezu eins werden. An die Stelle des Ungeheuers auf der einen Seite, Herakles auf der anderen Seite – also von Natur und Mensch, wenn Sie davon abstrahieren – tritt der Arbeitsprozess selbst, der sie in sich verzehrt. Die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt ist am Ende das eigentliche Subjekt des Textes; es ist die sich selbst umprogrammierende lebendige Maschine, von der in dem Zitat die Rede ist.

Diese Idee der Arbeit als eines gewissermaßen automatischen Subjekts, das Mensch und Natur aus sich heraussetzt und in Wechselwirkung aufeinander bezieht, liegt offensichtlich einer ersten konzeptionell zentralen Stelle in Kluges Erzählung zugrunde:

*Es geht um eine ins Unendliche gerichtete, die Gegenstände verändernde Tätigkeit, einschließlich des Tötens und Beseitigens, um die Gestalt einer »lebendigen Maschine«; zuletzt ist sie gefangen in einem giftgetränkten Netz, das das Innere verbrennt.*

– und wenn Kluge daran anschließt: *aus Furcht vor Strafe wagte es keiner, dem Befehl des Herakles zu folgen und den Scheiterhaufen anzuzünden, auf den er sich gesetzt hat* –, so wird eben damit die Tätigkeit selbstverändernder Arbeit, die Tätigkeit einer lebendigen, sich selbst umprogrammierenden Maschine, in welches Bild Heiner Müller und Alexander Kluge den gattungsgeschichtlichen Arbeitsprozess fassen, auf unendlich gestellt. Herakles verbrennt nicht: dieser Arbeitsprozess hört nie auf.

Ich komme zum dritten Punkt: Der Begriff der Arbeit in der dialektischen Theorie. Dieser Arbeitsbegriff, wie ihn Müller auf die eine, Kluge auf die andere Weise poetisch umgesetzt haben, stammt auf der Tradition der dialektischen Philosophie. Das heißt, er verbindet sich primär mit den Namen von Hegel, Marx und Engels. Wenn Hegel in der Vorrede zur »Phänomenologie des Geistes« sagt:

*Die lebendige Substanz – das Absolute, das Ganze der lebendig prozessierenden Wirklichkeit – ist ferner das Sein, welches in Wahrheit Subjekt oder, was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur insofern sie*

*die Bewegung des Sichselbstsetzens oder die Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist*

– so meint er mit der *Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst*, nichts anderes, als dass eine ein *wirkliches* Weltverhältnis eines ist, das auf das Subjekt rückwirkt und es verändert. So gibt eine Erkenntnis, die ihren Namen verdient, das Objekt, ihren Gegenstand, nicht bloß wieder, sondern sie ist selbst Teil des Erkannten, das sich durch sie verändert. Und das gilt eben auch für den Erkennenden selbst. Eine wirkliche Erkenntnis ist bereits eine Art lebendiger Organismus, der auf seine Teile einwirkt und sie in steter Wechselwirkung zueinander hält.

Im großen und ganzen beschränkt sich diese Dialektik – zumindest terminologisch – auf den Begriff der Erkenntnis oder des Geistes. Für Hegel ist zwar Erkenntnis bereits Arbeit und praktische Arbeit ist bereits Erkenntnis, dennoch bleibt er begrifflich im Rahmen einer Geistphilosophie, die letzten Endes die praktischen Tätigkeiten hintan stellt und aus der Struktur intelligibler Vorgänge ableitet. Wenn der junge Marx dann mit dem Anspruch auftritt, Hegel vom Kopf auf die Füße zu stellen, so drückt sich das terminologisch vor allem dadurch aus, dass der Begriff des Geistes durch den Begriff der Arbeit ersetzt wird. Es handelt sich dabei um eine terminologische Korrektur, die etwas herausholt, was bei Hegel der Sache nach schon da ist, von seinem begrifflichen Verfahren aber verdeckt wird. Es sind vor allem die Frühschriften von Marx, in denen er sich damit auseinandersetzt und auf die ich hier nicht genauer eingehen möchte. Vorenthalten möchte ich Ihnen allerdings nicht eine Stelle bei Engels, die den Prozess kollektiver Arbeit, der bei Hegel hinter dem Begriff des Geistes steckt und bei Müller mit der Figur des Herakles identifiziert wird, auf unübertroffen prägnante Weise zusammenfasst. Das ist aus dem Text »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung der Affen«, aus einem Text also, der in einer schon an Alexander Kluge erinnernden Art und Weise, die Evolutionstheorie Darwins mit dem Begriff der Arbeit zu vermitteln versucht. *So ist die Hand nicht bloß das Organ der Arbeit, sondern auch ihr Produkt*, heißt es da: Die Hand verändert sich durch die Arbeiten die sie verrichtet, und wird dadurch zu neuen Arbeiten befähigt, die sie wiederum verändern. Das Arbeitsmittel – die Hand – wirkt mit den Gegenständen, die sie ergreift, zurück auf die Zwecke, die sich ihr Besitzer setzt. Rein auf der Basis von Mutation und Selektion ist eine anatomische Veränderung der Hand nicht vorstellbar; Richtung und Tempo gewinnt sie erst durch den Arbeitsprozess der menschlichen Gattung.

Mit diesem Arbeitsbegriff hat sich Alexander Kluge – und zwar in Zusammenarbeit mit Oskar Negt theoretisch umfassend auseinandergesetzt, und zwar in

der 1981 erschienenen Studie »Geschichte und Eigensinn«. Die Grundidee dieses Werks ist es, dieses auf die objektive Welt ebenso wie auf das Subjekt prozessual rückwirkenden Arbeitsprozesses auf die Situation der Neuzeit – also der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft – anzuwenden. Anders als es beim reifen Marx erscheint, gehen Kluge und Negt zunächst einmal davon aus, dass die Arbeiter in der Moderne es nicht allein mit entfremdeten, sie entfremdenden Arbeitsverhältnissen zu tun haben, durch die das dialektische Hin und Her zwischen Subjekt und Objekt einschrumpft, sondern dass die neuen Arbeitsbedingungen auch neuer Arbeitsvermögen freisetzen – genau in der Art und Weise, in der sich im Engels-Zitat die Hand durch die Arbeiten, die sie verrichtet, wandelt. Kluge und Negt haben eine kritische Perspektive auf die kapitalistischen Arbeitsverhältnisse, aber es ist nicht die Frage, die sie vordringlich interessiert. Es geht ihnen darum, wie sich der Mensch als arbeitendes Wesen durch den Kapitalismus verändert hat und wie er sich weiter verändern könnte.

Der theoretische Zentralbegriff, mit dem Kluge und Negt hier arbeiten, ist der der Selbstregulierung. Arbeit ist ein System der Selbstregulierung. Damit ist gemeint, dass ein System (und die Beziehung von Subjekt und Objekt durch Arbeit ist ebenso ein System wie die Beziehung verschiedener Subjekte untereinander) dahin tendiert, sich auf einen stabilen Zustand einzupendeln, bis sich etwas ändert. Das System verändert sich dann selbst mit dem ›Ziel‹, einen neuen stabilen Zustand zu erreichen.

Das heißt aber, dass Selbstregulierung nur dann stattfindet, wenn ihr eine Störung vorausgeht. Selbstregulierung meint nicht selbstgenügsam in sich kreisende Reproduktion, sondern eine dynamische Reaktionsform auf Trennung, Reibungen und Konflikte. Wenn, wie es an einer Stelle von »Geschichte und Eigensinn« heißt, Selbstregulierung *ein anderer Ausdruck für Lebendigkeit* ist, dann ist etwas im emphatischen Sinne lebendig nur durch das, was es bedroht, irritiert und Unordnung stiftet. Das Lebendige ist grundiert durch eine Leidenserfahrung, die es in sich beschwichtigt, ohne sie ganz loswerden zu können. So lautet der Titel des ersten Kapitels von »Geschichte und Eigensinn«: *Die Entstehung der Arbeitsvermögen aus der Trennung*. Das bezieht sich auf der einen Seite ebenso auf die elementaren Verlufterfahrungen, die jedes Lebewesen bewältigen muss, um sich zu bilden, also um zu dem zu werden, was es ist; gleichzeitig bezieht sich die Entstehung her Arbeitsvermögen aus der Trennung historisch auf eine epochale Verlufterfahrung wie die Enteignung der englischen Bauern im 16. Jahrhundert, die sie als unqualifizierte Arbeitermasse in die wachsenden Städte spülte. Kluge und Negt fassen das summarisch so zusammen:

*daß die Geschichte der Selbstregulation in unserer Kultur als Geschichte ihrer Störungen geschrieben werden muß ... Untersuchen wir die ... Frage nach der Trennung der Arbeitskraft von den Produktionsmitteln an diesem Punkt, dann geht es um die Trennung von Motiv und Arbeitskraft. Werden der Naturkraft, den selbstregulativen Kräften ... Aufgaben gestellt, die inadäquat sind, daß sich die Kräfte darin nicht äußern können, so trennt sich innerhalb der Arbeitskraft Arbeitsgegenstand und Arbeitsvermögen ... Es ist die Trennung von den Produktionsmitteln und vom Gegenstand, die den Stachel bildet; die Empfindung der Differenz, die als Motor in die Selbstregulation eingeht.*

Genau an dieser Stelle können wir zu Kluges Erzählung »Heiner Müller und die ›Gestalt des Arbeiters‹« zurückfinden – nämlich zunächst in der Form der Beobachtung, dass in den Arbeitsbegriff, den Kluge hier erzählerisch etablieren will Leidenserfahrungen konstitutiv eingehen. Das ist einmal, ganz zu Beginn, die Tötung seiner Familie. Kluge hält sich hier ja, wie erwähnt, an die klassische Überlieferung, sieht aber von der Schuldfrage vollkommen ab. Wenn Herakles das *Liebste, was er hat, in einer von Göttern auferlegten Verwirrung* tötet, dann geht es nicht um das Abtragen einer Schuld, sondern um eine Leidenserfahrung als strukturelles Initial eines Arbeitsprozesses, der durch sie in Bewegung gesetzt werden muss.

Die zweite Stelle, an der Kluge den dunklen Grund des selbstregulativen Arbeitsprozesses in seine Erzählung eingebaut hat, ist diejenige, an der er den Slogan der »Verschrottung durch Arbeit« zitiert. Die Arbeiterfahrung selbst, der Herakles ausgesetzt ist, ist entsetzlich und zwar in einer unüberbietbaren Weise. »Verschrottung durch Arbeit« war die Losung des Konzentrationslager Langenhain bei Halberstadt – Alexander Kluges Geburtsort. Das Prinzip dieses Konzentrationslagers war es, die Häftlinge, die in der Kriegsproduktion tätig waren, systematisch zugrunde zu richten und ihnen in der kurzen Zeit, die sie in diesem Lager verbrachten, so viel Arbeitsleistung wie möglich zu entpressen. Die durchschnittliche Lebensdauer in diesem KZ betrug 6 Wochen. Nun sagt Kluge, dass jeder systematische Arbeitsprozess mit einer solchen – oder ähnlichen – traumatischen Erfahrung des kompletten, lebensbedrohlichen Überfordertseins beginnt, gegen den er anarbeitet. Das also, was Kluge und Negt die Trennung von Arbeitsgegenstand und Arbeitsvermögen nennen, ist alles andere als eine harmlose Störung, sondern eine das Individuum an die Grenze der Selbsterstörung führende Erfahrung.

Wie wird man dem nun gerecht? Wie kann man das schaffen? In der Erzählung schreibt Kluge: *Herakles aber zerteilt diese Unmöglichkeiten in Einzelschrit-*

te, panzert sich gegen Zweifel und Schmerz und vollbringt diese »Werke«. In »Geschichte und Eigensinn« heißt es ganz analog (wenn auch etwas harmloser):

*Es entspricht der Beobachtung, daß Arbeiter bei einem für sie gefährlichen Produktionsvorgang sich nacheinander an jedem einzelnen Schritt des Arbeitsgangs orientierten. Sie bilden zunächst keinen Begriff, gehen nicht von der Gesamtgestalt oder einer Deutung aus, sondern verfolgen jeden gefährlichen Moment einzeln und nur dadurch vermeiden sie, daß sie ihre Finger verletzen.*

Etwas Neues, ein zivilisatorisch neues Arbeitsergebnis kann also nur dann entstehen, wenn man sich unter extremer Belastung blind macht für das Ganze und sich von Einzelschritt zu Einzelschritt hangelt, immer nur das gerade anstehende Problem vor Augen, in das dann die ganze Kraft, die einem zur Verfügung stehen, eingehen kann. Selbstregulierungsprozesse beginnen nicht mit Bewusstsein, sondern blind. Das ist das Verfahren der Arbeiter, die mit einer neuen Aufgabe konfrontiert sind, und das ist auch das Verfahren des Herakles, also das gattungsgeschichtliche Prinzip des Fortschritts durch Arbeit.

Und schließlich – ontogenetisch die Verlusterfahrung *par excellence* – der Verlust der Mutterbrust. Kluge läßt dabei wiederum ganz offen, ob dieser Verlust von Herakles oder von Hera ausging; es scheint sich um eine strukturelle, einfach unvermeidliche Vorbedingung des Lebensprozesses zu handeln.

Am Ende der Erzählung wird das dann zusammengefasst in einer Formel, die die Wendung aus »Geschichte und Eigensinn«, die ich Ihnen zitiert habe, wieder aufnimmt: *Es ist kein Stillstand, der das Ende der Arbeiten verhindert, die durch unverschuldete Schuld motorisiert wurden.*

Der Absatz der Erzählung, der mit dem Verlust der Mutterbrust beginnt, bildet den Einstieg in die wohl charakteristischste Bewegung, die dieser Text vollführt, nämlich in die Kosmologisierung des Arbeitsbegriffs. Kluge nützt dabei zunächst einfach den Umstand aus, dass in der Antike die mythologischen Protagonisten häufig als Sternbilder an den Himmel versetzt wurden. Er bedient sich dieses Umstands allerdings mit eingier Lizenz. Denn vom Sternbild Herakles ist gar nicht die Rede, und auch die Milchstraße, also unsere Galaxie als Milche der Hera ist nur die Durchgangsstation zu einer Perspektive, die das All im Ganzen visiert und den Weltraum insgesamt als »*Gestalt des Arbeiters*«, also des Herakles auffasst.

Für diese über den planetarischen Raum weit hinausreichende Vorstellung ist Kluge nun durch den Autor inspiriert worden, der im Titel der Erzählung zitiert

wird: von Ernst Jünger und seinem am Vorabend des Nationalsozialismus publizierten Essay »Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt«. Hier finden sich gleich zu Beginn Partien, die wie eine Vorwegnahme des Klugeschen Textes erscheinen, indem sie den Begriff der Arbeit in Kosmische ausdehnen. Ich gebe Ihnen einen Auszug:

*... daß in einem Zeitalter des Arbeiters ... es nichts geben kann, was nicht als Arbeit begriffen wird. Arbeit ist das Tempo der Faust, der Gedanken, des Herzens, das Leben bei Tage und Nacht, die Wissenschaft, die Liebe, die Kunst, der Glaube, der Kultus, der Krieg; Arbeit ist die Schwingung des Atoms und die Kraft, die Sterne und Sonnensysteme bewegt.*

Kluge hat Jüngers Essays sowohl die Wendung »Gestalt des Arbeiters« entnommen wie eine zweite, nicht in Anführungszeichen gesetzt, die aber für Jünger gleichfalls eine systematisch tragende Bedeutung hat, nämlich den Begriff der »organischen Konstruktion«. Die Frage ist, was diese Begriffe bei Jünger bedeuten.

Jünger knüpft, wie er in einem späten Brief über den »Arbeiter« zugibt, durchaus an den Arbeitsbegriff der dialektischen Theorie an. Aber er radikalisiert ihn in einer ganz und gar eigentümlichen Weise, nämlich so, dass die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, die als Eigenmacht auf Subjekt und Objekt zurückwirkt, zu einer Allmacht wird, die sie, also Subjekt und Objekt vorab präformiert und konstituiert. Das dynamische, durch Wechselwirkung bedingte Verhältnis von Subjekt und Objekt wird ersetzt durch ein statisches Beherrschtsein der Pole durch das, was sie aufeinander bezieht. Die gegenständliche Welt ist in gewisser Weise nicht mehr ›real‹, da sie erst durch den Bezug auf sie generiert wird, und dasselbe gilt auch für die Seite des Subjekts. Subjekt und Objekt werden zu Anhängseln, zu Exekutivorganen eines Arbeitsbegriffs, der sich als Das – großgeschrieben – wahre Gattungssubjekt entpuppt.

Was Jünger damit historisch visiert, ist das Ende des bürgerlichen Individualitätstypus, zu dem es gehört, dass er sich als eigenständiges und privates Wesen gegenüber den gesellschaftlichen Arbeitsprozessen auch behauptet (und deswegen überhaupt Entfremdung wahrnimmt und darunter leidet). Das bürgerliche Individuum wird in Jüngers Perspektive vom »Typus« ersetzt. Der Typus bringt kein Eigengewicht mehr in den Arbeitsprozess ein; er ist vielmehr der Mensch, der mit seiner Funktion innerhalb des Arbeitsprozesses absolut identisch ist. Bis zu den Unterschieden des Geschlechts verschleifen sich alle individuellen Differenzen; der Typus ist ersetzbar, austauschbar, er ist, wenn Sie so wollen, nur noch funktio-

Kurz vor dem Schluss des »Arbeiters« übersetzt Jünger das dann in eine Gesellschaftsutopie, aus der ich Ihnen ein paar Auszüge zitiere:

*Der Einzelne ist ein Atom, das seine Richtung durch unmittelbare Einflüsse empfängt. Es gibt keine substantiellen Gliederungen mehr, von denen er in Anspruch genommen wird. Die Überreste dieser Bindungen werden auf einen Vereins-, Gesinnungs oder Vertragscharakter beschränkt. Die Verschiedenheit der Parteien ist imaginär. Sowohl das Menschenmaterial wie die Mittel aller Parteien sind ihrem Wesen nach homogen; und es ist ein und dasselbe Ergebnis, auf das jede Auseinandersetzung zwischen Parteien hinauslaufen muß ... Eigentum und Arbeitskraft stehen unter Schutz; sie sind daher in ihren Bewegungen beschränkt ... Der Bildungsbetrieb ist schematisiert. Schulen und Hochschulen entlassen einen sehr einheitlich ausgebildeten Bestand. Die Presse, die großen Vergnügungs- und Nachrichtenmittel setzen diese Ausbildung fort etc. etc.*

Der Systembegriff nun, der dieser Gesellschaft ihre durchschlagende Einheit verleiht, ist der der *organischen Konstruktion*. In einer gewissen Weise verschmilzt dieser Begriff mit dem der Gestalt. Gestalt und organische Konstruktion nämlich bezeichnen die totale Herrschaft des Ganzen über das Einzelne – so sehr, dass das Einzelne durch das Ganze erst gebildet wird. Das heißt, eine Dialektik zwischen dem Ganzen und dem Einzelnen, wie es doch für den Begriff des Organismus ebenso wie für den Begriff der Gestalt konstitutiv ist, fällt gerade aus. Sie wird gewissermaßen an eine Grenze geführt, an dem die Beziehung zwischen den Polen von Subjekt und Objekt sich so sehr verselbständigt, dass die Pole selbst weggekürzt werden. Ich bringe Ihnen noch einmal zwei Zitate aus dem Arbeiter, die das gut illustrieren:

*Die organische Konstruktion äußert sich als enge und widerspruchslöse Verschmelzung des Menschen mit den Werkzeugen, die ihm zur Verfügung stehen. In bezug auf diese Werkzeuge selbst ist von organischer Konstruktion dann zu sprechen, wenn die Technik jenen höchsten Grad von Selbstverständlichkeit erreicht, wie er tierischen oder pflanzlichen Gliedmaßen innewohnt ... Sie ist ein Gebilde kristallischer Art, daher fordert sie vom Typus, der in ihr auftritt, in einem ganz anderen Maße Struktur.*

An beiden Parteien lässt sich sehr gut die prinzipielle – subversive – Abweichung nachvollziehen, die Kluge an der Jüngerschen Vorgabe vornimmt. Ihm und Oskar

Negt war noch nicht einmal der lebendige Organismus so stimmig erschienen wie Jünger der durch seine technischen Hilfsmittel erweiterte totale Arbeitsmensch. Dementsprechend bleibt bei ihnen in Bewegung, was bei Jünger am Ende kristallin erstarrt. Jüngers Vision der Welt läuft auf einen Termitenbau von planetarischem Ausmaß hinaus, an dem nur bei genauem Hinsehen noch Bewegung zu erkennen ist. Die Dialektik zwischen Subjekt und Objekt friert ein. Kluge hingegen stellt sie dadurch auf unendlich, dass sie immerzu gestört bleibt und den Reibungen und Trennungen des Zusammenhangs ausgesetzt bleibt. Jüngers Welt ist letztlich eine tote, sich nicht mehr verändernde Welt, Kluges Kosmos bleibt in ihren nicht enden könnenden Verzweigungen und Veränderungen lebendig und beweglich.

Die Idee einer offenen und offen prozessierenden, in sich pluralen und disparaten Ganzheit als Gestalt einer sich in lebendiger Arbeit mit sich vermittelnden Welt scheint mir der zentrale Gedanke zu sein, auf den Kluges Text hinauswill.

In diesem Sinne sind auch die naturwissenschaftlichen Einlassungen zu deuten, auf die Kluge kurz anspielt. Die »*Gravitationsfalle*«, dieser gigantische Attraktor im Zentrum der Milchstraße, ist kein Zentrum, von dem aus der Klugesche Kosmos zu einer geschlossenen Gestalt finden würde; es ist vielmehr nur ein Verschiebebahnhof, eine Umsetzstation, in denen und durch die andere Universen, »*Gegenwelten*« freigesetzt werden, die neben den unsrigen bestehen. Dabei scheint es sich so zu verhalten, dass die verschiedenen Universen, zusammengenommen, keinen Superorganismus bilden, sondern ein Nebeneinander verschiedener Lebensformen, in deren Verhältnis es ebenso zu Reibungen und Trennungen kommen kann wie auf den tieferen Ebenen des Lebens.

Dieses Nebeneinander verschiedener Universen wird gegenwärtig in der Astrophysik als ein mögliches Weltmodell diskutiert und statt vieler Worte, die meine fehlende Komeptenz in diesen Dingen ohnehin nur überspielen würde, spiele ich Ihnen lieber einen kurzen Ausschnitt aus einem Fernsehfeature mit dem Titel »*Cosmic Web – Evolution im Universum*« vor. Ich kann nicht beurteilen, welchen Ruf Kluges Interviewpartner Günter Gustav Hasinger in seiner Zunft genießt, von Interesse ist aber jedenfalls, wie nah sich der Dichter und der Astrophysiker bis in die Formulierungen hier kommen, so als würden sie von zwei ganz unterschiedlichen Positionen aus auf einen gemeinsamen Fluchtpunkt hin argumentieren.

DVD »*Cosmic Web*« 0:00 – 3:40

Was aber hat Kluge im Sinn, wenn er behauptet, die Quantenmechanik »beweise« die Existenz solcher getrennten Universen? Auch das kann ich hier nur skizzieren. Kluge hat hier wahrscheinlich eine Theorie im Sinn, die seit den fünfziger Jahren besteht und in den letzten Jahren mit steigendem Interesse diskutiert wird: Hugh Everetts ›Vielen-Welten-Theorie‹. Ohne hier allzusehr ins Einzelne zu gehen, weil ich mich auf diesen Gebieten nicht sehr kompetent fühle, möchte ich Ihnen doch wenigstens andeuten, worum es in der Viele-Welten-Theorie im Kern geht.

Ausgangspunkt dieser Theorie ist die sogenannte »Wellenfunktion« oder »Superposition« des Teilchens. Superposition meint: Überlagerung verschiedener Zustände, Uneindeutigkeit, nicht festgelegte Eigenschaften, die erst durch die Beobachtung selbst festgelegt werden. Die quantentheoretischen drehen sich vornehmlich um die Frage, wie man den Status der Beobachtung einzuschätzen hat. Die klassische, sogenannte Kopenhagener Deutung, die von Heisenberg und Bohr formuliert wurde, behauptet, dass das vieldeutige, in Ort und Zeit nicht eindeutig zu identifizierende Teilchen durch die Beobachtung *realiter* festgelegt würde; dass also Wirklich im Sinne einer meßbaren und identifizierbaren Gegenständlichkeit erst durch die Messung konstituiert wird. Everett war demgegenüber der Meinung, dass die Vereindeutigung des Teilchenzustands letztlich eine Illusion ist, die sich unserer subjektiven Perspektive verdankt. Gleichzeitig wirkt die Beobachtung, die Messung eben doch in einer bestimmten Weise auf das Teilchen ein, und zwar in Form einer »Dehohäsion« – so wird das in der Literatur genannt – einer Dekohäsion der Wellenfunktion des Teilchens. Das heißt, das Teilchen oder der Zustand bricht durch die Beobachtung in mehrere, nicht miteinander wechselwirkende Zweige oder Welten auseinander. Der sogenannten Kollaps der Wellenfunktion, also die Vereindeutigung des Teilchenzustands ist also in der Kopenhagener Deutung, der klassischen Deutung, identisch mit der Realität selbst. Für Everett und andere bedeutet der Kollaps der Wellenfunktion die Entstehung einer von vielen möglichen Welten, die zugleich mit der unsrigen entstehen.

Der Mittelpunkt der Milchstraße, das schwarze Loch im Zentrum der Milchstraße, in dem ungeheure Energiemengen freigesetzt werden, wird von Kluge also als kosmischer Ursprungsort aufgefasst, in dem das, was die Quantenmechanik als theoretisches Modell behauptet, *realiter* umgesetzt erscheint. Er analogisiert also, nicht naturwissenschaftlich stringent: davon kann wohl nicht die Rede sein, sondern poetisch, Mikrokosmos und Makrokosmos miteinander: das, was auf der kleinsten nur denkbaren Realitätsebene stattfindet, mit dem, was auf galaktischer Ebene sich zuträgt. Das Innere des schwarzen Lochs ist Quantenrealität. Hier findet das im Großen statt, was Everett im Kleinen behauptet. Es entstehen permanent, wie es in der Erzählung heißt, *Gegenwelten, die die Erscheinung begleiten*.

Es ist offenbar diese innere Offenheit und Disparatheit, die Lückenhaftigkeit und systemische Unvollständigkeit des Multiversums, die Kluge in eine Beziehung zu Goethes »Lässlichkeit der Natur« setzt. Nun hat dieser Hinweis etwas Missliches: die Wendung »Lässlichkeit der Natur« kommt nämlich so bei Goethe gar nicht vor. Es ist ein Quasizitat, bei dem die Meisten aufs Geratewohl annehmen würden, dass es von Goethe stammt. Es gibt allerdings einen Text, der dem, was mit dem Ausdruck inhaltlich bezeichnet sein will, außerordentlich nahesteht. Das ist ein Fragment von 1783 mit dem Titel »Die Natur«. Hier ein paar kurze Ausschnitte aus diesem Text:

*Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder – Alles ist neu und doch immer das Alte ... Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter ... Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziel ... Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit ... Sie ist ganz und doch immer unvollendet.*

Das Verrückte daran ist nun, dass dieser Text gar nicht Goethe selbst stammt, sondern von dem Schweizer Theologen Johann Christian Tobler. Goethe war allerdings von diesem Text, der anonym erschienen war, so angetan, dass er ihn in die Ausgabe letzter Hand aufnahm. Tobler konnte sich nicht mehr wehren, der war lange tot – Goethe hat ja so gut wie alle überlebt. Das heißt, was Kluge hier macht, ist, wenn Sie so wollen die Fälschung einer Fälschung, es ist ein Quasizitat eines Quasiautors, so als wollte er ironisch die ganz besondere Verbindlichkeit, die Goethe offener und offen prozessierende Naturbegriff gerade gegenüber dem Jüngerschen Begriff der Gestalt und der organischen Konstruktion hat, dadurch bekräftigen, dass er in der Berufung darauf philologisch so ziemlich alles falsch macht, was man falsch machen kann, und sich dabei die allergrößte poetische Lizenz gönnt.

Wir sind, meine ich, nach diesem langen Vorlauf, nun dafür ausgerüstet, uns derjenigen Stelle zu nähern, die ich für die schlechterdings zentrale der Klugeschen Erzählung halte:

*So zeigt das Weltall als ›Gestalt des Arbeiters‹ überhaupt keine Tendenz, sich von einem Anfang in ein Unendliches oder auf ein Ende hin zu bewegen, sondern gliedert sich in Vielfalt und Einfachheit, so daß immer eine Gegenbewegung, eine Gegenwelt die Erscheinung begleitet. Deshalb trägt*

*der tief frustrierte Herakles die Säulen der Welt auf seinen Schultern, die doch seit kurzem eingestürzt sein müßten. Und deshalb warten die Toten, die zur ersten Jahrtausendwende den Einsturz der Welt bei Aachen erwarteten, immer noch vergeblich.*

Was dem Weltall, dem offenen Multiversum als beständig sich wandelnder »Gestalt des Arbeiters« abgestritten wird, ist jede Form linearer Entwicklung. Kluge tippt die beiden Formen, in denen lineare Entwicklungsprozesse im abendländischen Denken konzipiert wurden, kurz an. Wenn er auf das »Ende«, auf das der Kosmos sich nicht bewegt, hat er das für die klassische Antike verbindliche teleologische Prozessmodell, das den Prozess als lineare Entwicklung auf ein *telos*, auf ein Ende hin, begreift, vor Augen; Entwicklung in ein Unendliches hingegen ist – das hat Blumenberg ja in de »Legitimität der Neuzeit« ausführlich dargestellt, die Signatur des neuzeitlichen Prozessdenkens. Eben das wird dem Multiversum, und an die Stelle tritt ein quasi-organischer Gliederungsprozess, in dem sich ununterbrochen Einheiten von neu entstehenden Einheiten abgrenzen und das Universum nach Art eine quantenmechanischen Dehäsionsverfahrens in immer neue Welten verzweigt. Es entstehen neue Einheiten, andere lösen sich auf, es werden Allianzen gebildet und wieder verworfen. Die Zeit, der Entwicklungsprozess, in dem wir befindlich zu sein glauben, rührt bloß daher, dass wir die anderen Welt nicht sehen. Selbst also die Vorstellung, dass durch die Arbeit ein zivilisatorischer Fortschrittsprozess im Sinn einer linearen Entwicklung im Gang gehalten wird, verdankt sich lediglich der Tatsache, dass wir die anderen Welten nicht sehen, ist also das Ergebnis einer perspektivischen Verzerrung. Im Prinzip, so schreibt Kluge, ist alles immer schon da. Jede Handlungsoption, jeder Augenblick der Geschichte ist gleichzeitig und die verschiedenen, miteinander koexistierenden Welten unterscheiden sich lediglich dadurch voneinander, dass sie diese universelle Gleichzeitigkeit von allem im gesamten Kosmos als der Gestalt lebendiger Arbeit in ein je und je unterschiedenes Nacheinander auflösen.

Der Arbeitsbegriff, mit dem Kluges Text eingesetzt hatte – die Vorstellung eines ins Unendliche gerichteten zivilisatorischen Arbeitsprozesses – wird hier aufgelöst und noch einmal überboten durch die Vorstellung eines »kugelförmig« nach allen Seiten ausstrahlenden Wachstumsprozesses, in dem, vom Ganzen her betrachtet, alle Zeiten sich durchdringen und alles gleichzeitig da ist. Von Fortschritt ist hier nicht mehr zu reden, sondern allenfalls von einer Zunahme an Komplexität.

Bis zu diesem Punkt bin ich mit dem Text so umgegangen, als wäre es quasi ein Lehrtext, als wäre alles, was dort zu lesen ist, buchstäblich im Sinne im Sinne

eines antiken Lehrgedichts zu nehmen, in dem zwischen dichterischer und naturwissenschaftlicher Wahrheit nicht scharf unterschieden werden kann. Es ist auch nicht zu leugnen, dass Kluge mit dieser Textgattung spielt; dennoch distanziert er sich davon durch das Nachgespräch, also den fingierten O-Ton des fast sokratischen Gespräch zwischen ihm selbst und Müller. In diesem Nachgespräch inszeniert Kluge zwei Positionen: einerseits sich selbst als rat- und hilflosen, fragenden Interviewer, der – wie wir – nicht so recht mitkommt bei alledem, was ihm sein Gesprächspartner soeben verkündet hat. Müller hingegen erscheint als ein Initiierter, also als jemand, der nicht bloß ein theoretisch-naturwissenschaftliches Wissen über die kosmologischen Prozesse, über das Weltall als Gestalt des Herakles, verfügt, sondern damit aus eigener Anschauung vertraut. Er erscheint als derjenige, der – auf welche Weise wir uns das auch immer vorzustellen haben – Einblick in den kosmischen Arbeitsprozess nehmen kann, durch die Welt wird und sich beständig verwandelt. Er ist derjenigen, der sozusagen in Magmazentrum der in jedem Augenblick neu entstehenden Wirklichkeiten blickt.

Wie hat man sich das nun vorzustellen? Die Idee, Heiner Müller sei als Lemscher Weltraumreisender zum Zentrum der Milchstraße unterwegs und würde auf diese Weise Einblick ins Ursprungszentrum der Wirklichkeit erlangen, ist eher abwegig. Mein Vorschlag wäre deswegen, den Blitz, der dem dunklen Zentrum entspringt, ohne dass man ihn eigentlich sehen kann, verbunden mit Müller, dem Künstler, der das Paradox der Beobachtung bisweilen außer Kraft setzt und etwas sieht, was man nicht sehen kann, als kosmische Metapher für ein ganz traditionelles Phänomen aufzufassen, nämlich für die künstlerische Inspiration. Es ist ja sehr charakteristisch für Kluge, der in vielen Äußerungen den Begriff des Künstlerischen von sich wegschiebt und für sich auch bestreitet, Künstler zu sein, andererseits aber die Zusammenarbeit mit Künstlern als *Movens* seiner eigenen Produktion stets forciert hat, etwas auf Müller zu projizieren, was er für sich selbst – direkt wenigstens – nicht in Anspruch nehmen möchte.

Wenn das stimmt, dann können wir den Kredit, die Kluge auf den Ganz Großen Zusammenhang, den Kosmos als Zusammenhang mehrerer Kosmoi, aufgenommen hat, in überraschend kleiner Münze zurückzahlen. Dann nämlich steht die herkulische Arbeit der Produktion von Paralleluniversen für nichts anderes als für die Produktion des poetischen Textes. Der poetische Text ist ein Paralleluniversum, in dem die Dinge ganz oder auch nur ein wenig anders laufen können als in der Wirklichkeit. In ihm werden die Möglichkeiten ausagiert, die in der empirischen Wirklichkeit unausgeführt, ungesagt und unvollbracht blieben. Er ergänzt die Welt durch Gegenwelten, die Realität durch »Anti-Realität«, wie es bei Kluge an anderer Stelle heißt. Deswegen steht er quer zur Geschichte. In ihm kann tat-

sächlich der Moment, in dem Herakles die Säulen der Welt auf seinen Schultern trägt, für immer festgehalten werden. Für ihn sind die Toten nicht tot, jeder Augenblick ist gleich wichtig und gleich bedeutsam. So ist Kluges Multiversum letztlich eine Chiffre der eigenen poetischen Tätigkeit. Der Text beginnt zu schwingen zwischen der unvorstellbaren Dimension verschiedener, miteinander parallel laufender Universen und – sich selbst, beziehungsweise seinen zahllosen Verwandten im Klugeschen Werk, die zu ihm in spannungsvoller Wechselwirkung stehen, ohne eine organisch, oder gar organisch-konstruktive Totalität zu bilden. Der Text ist eine kosmologische Poetik, der »Kosmos Herakles« ein Bild der durch Kunst vervielfältigten Welt.